

Doch dann stand es plötzlich fast auf den Tag genau sieben Jahre nach seinem Ableben im November 2009 in der Zeitung. In einem Nebensatz. Wie eine Nebensache. Wie nebenbei gesagt von seinem Ältesten. Ein nebenbei gesagter, nebensächlicher Nebensatz. Durch den sich unser Resident ganz nebenbei entleibt sah. Es war eine Art Mord. Vatermord. Bei gleichzeitiger Transformation, denn er sah sich wie Gregor Samsa, wenn auch nicht auf dem Rücken liegend und mit den Beinchen zappelnd in einen Käfer, so doch in etwas verwandelt, das sich wie eine von höchster Instanz verhängte Strafe anfühlte: in einen sogenannten „gesetzlichen Vater“!

Sein leiblicher Vater ist Martin Walser, sein gesetzlicher Vater ist Rudolf Augstein, erklärte sein Ältester der *Frankfurter Rundschau*.<sup>1</sup>

Das sei der Startschuss für die „Rally of Destruction“ des Ältesten gewesen... der Resident hält kurz inne. Keinesfalls werde er dem Nachbarn an der Wattseite nun von seiner Seelenqual infolge seiner Entleibung berichten, versichert er dann schnell, zeitlebens wollte er „es wagen, lachend die Wahrheit zu sagen“<sup>2</sup>. Und so wolle er es auch jetzt wieder halten, obwohl er an diesem Tag im November, dem Tag seiner Entleibung, auch noch an gleicher Stelle erfuhr, dass sie, diese beiden Väter, befreundet waren und ihr Wissen teilten<sup>3</sup>. Oh je, eine Woldecke der Freundschaft wurde über ihn geworfen, unter der er jahrzehntelang gehockt und im gänzlich verschwiegenen Geheimbund mit dem Leiblichen das Wissen von dessen Leiblichkeit geteilt haben soll! Tollkühne, tolldreiste Dinge müssten sich dort unter dieser Woldecke der Freundschaft abgespielt haben, der Leibhaftige müsse es gewesen sein, der ihm die Feder führte, als er in seinen testamentarischen Verfügungen

---

<sup>1</sup> *Frankfurter Rundschau*, 26. November 2009

<sup>2</sup> Hans Jakob Christoffel, Geleitwort zu *Simplicius Simplicissimus*

<sup>3</sup> *Frankfurter Rundschau*, 26. November 2009

seine eigenen Kinder übergang und dem Sohn des Leiblichen die herausgehobene Position übertrug und damit den Grundstein legte für das familiäre Hurlyburly! Ein Teufelsbraten muss er gewesen sein, fürwahr! „Wenn es denn wahr wäre... du kennst eine andere Version, Fritzchen? Kannst du das wiederholen, ich verstehe dich so schlecht... um ihn vor meinen eigenen Kindern zu schützen? Falls sie einmal herausfinden sollten, er ist nicht mein Sohn und nicht ihr Bruder? Um ihn vor meinen eigenen Kindern zu schützen, habe ich dem Ältesten die Macht gegeben? Habe ich das richtig verstanden... da hat man dir aber einen ziemlich großen Bären aufgebunden, Fritzchen, da lachen ja selbst die Hühner!“

Was aber meint denn nun, von den neugierigen Medien befragt, das frischgebackene Elternpaar? Wie äußert es sich zur öffentlichen Geburtsanzeige seines mittlerweile zweiundvierzig Jahre alten Babys?

Nun, es sagt erstaunlich wenig. Doch das Wenige genügt, um die öffentliche Neugier schnell versiegen zu lassen, scheint es sich doch wohl um ein von den Beteiligten verabredetes, ganz und gar einverständliches Stillschweigen gehandelt zu haben.

„Die Beteiligten haben bisher den Mund gehalten.“ So die Mutter zur *Bild*. Wer diese Beteiligten sind, verrät sie nicht, lässt jedoch einschränkend wissen, ihr Sohn sei kein Beteiligter, erst nach dem Ableben des gesetzlichen habe sie ihn über seinen leiblichen, seinen richtigen Vater informiert. Nun habe er es hinausposaunt, sich damit jedoch keinen Gefallen getan, denn bisher sei er der Sohn des großen Verlegers gewesen – und jetzt?

*Bunte*<sup>4</sup> gegenüber zeigt der Leibliche im Gegensatz zur Mutter Verständnis für das Outen seines Sohnes und outet sich in der *Bild*

---

<sup>4</sup> *Bunte.de*, 29. November 2009

*am Sonntag*.<sup>5</sup> Er erinnere nicht, seit wann er um seine Vaterschaft wisse, es liege schon so lange zurück.

Anschließend widerspricht keiner der beiden hinausposaunten Beteiligten dem mit viel spekulativer Phantasie aufgeladenen Reim, den sich die Medien aus ihren wenigen und knapp formulierten Sätzen machen. Keiner der beiden widerspricht etwa der medialen Feststellung einer langen und innigen Freundschaft der Väter. Oder der Behauptung eines verschwiegene, ganz und gar einverständigen Dreierbunds der Väter mit der Mutter, den Sohn des Leiblichen dem anderen zu überlassen. Oder der Behauptung, der sogenannte Gesetzliche habe den Sohn des Leiblichen adoptiert – keiner der Beteiligten, wer auch sonst noch von der Mutter als Beteiligter gemeint sein mag, widerspricht jemals. Auch nicht der Dreistigkeit, die ihm, dem sogenannten Gesetzlichen, den Atem verschlägt, hätte er denn noch einen, mit welcher er in den Medien dem Club der Beteiligten als Wissender zugeschlagen wird. Drei oder vier Sätze der Mutter zu *Bild*, drei oder vier Sätze des Leiblichen zu *Bunte*, danach halten die Beteiligten wie bisher den Mund.

Und keiner aus der umfänglichen Familiengemeinde, der widerspricht?

Wie steht es im *Struwwelpeter*? „Und [sie] blickte stumm. Auf dem ganzen Tisch herum.“

Kurz zuvor noch bemerkte sie beglückt die große Ähnlichkeit der Kinder seines Ältesten mit ihm, dem verstorbenen Großvater, jetzt ist sie sprachlos.

„Auch du, lieber Fritz“, wendet sich unser Resident wieder an den

---

<sup>5</sup> *Bild am Sonntag*, 29. November 2009

neuen alten Nachbarn, „auch du hieltest es für ratsamer zu schweigen, obwohl du doch deinem Tagebuch anvertraut hattest, bereits seit des Knaben viertem Lebensjahr von der Mutter in die wahre Leiblichkeit eingeweiht gewesen zu sein...“

Er wird vom beginnenden Läuten der Kirchenglocken unterbrochen. Es ist nicht das übliche Geläute, es ist der volle Sound des gesamten Glockenspiels, der in die Stille des Keitumer Gottesackers einbricht und sich weit über den Ort und auf das Meer hinaus schwingt, er kündigt von Ostern, von der Auferstehung Jesu Christi im Fleische!

Oh, wie mächtig steigt jetzt mit dieser Ankündigung der Auferstehung im Fleische in ihm, dem Entleibten, der Wunsch auf, dem enttarnten Elternpaar leibhaftig zu begegnen. Und tatsächlich, unter dem Geläute der Osterglocken verleiht dieser heiße Wunsch seiner Seele Flügel, und er sieht sich, über eine Brücke von Raum und Zeit hinweg, im Jahre 2009, dem Jahr der Veröffentlichung, in seiner Heimatstadt. In bekannter Umgebung. Sieht, wie er über den langen, scheinbar frei schwebenden Steg geht, der ihm, bevor er im rechten Winkel abknickt und den Gast zum Restaurant geleitet, von weit oben einen Schwindel erregenden Ausblick über den breiten Elbstrom gewährt. Er sieht sich innehalten und über die Wipfel der Bäume und den Fluss hinweg auf die Hafenanlagen am anderen Ufer spähen. Es ist noch früher Abend, die Lichter spiegeln sich im glitzernden Wasser, dann steigt Novembernebel auf, und seltsame Gestalten treten hervor, sie bewegen sich aufeinander zu, entfernen sich wieder, andere erscheinen: Da erwacht seine Dramatiker-Seele:

Wer, wenn nicht er, der leidenschaftliche Stückeschreiber von einst, ist berufen, das geheime Drama seines Lebens, in dem er zeit seines Lebens als unwissender Tor herumgestolpert ist, in Szene zu setzen, sei es als Tragödie oder Komödie? Kurzerhand betritt er das

ihm vertraute Restaurant und erklärt es, von seiner Dramatiker-Seele beflügelt, zu seinem Bühnenraum. Hier sollen sie sich einfinden, die Mitspieler in seinem Drama, von ihm in Szene gesetzt „nach dem Leben“. Und da sitzt sie auch schon an einem der Tische für zwei oder auch vier Personen in einer der Nischen im Halbdunkel am Fenster!

Sie ist allein. Sie, die Mutter seiner Kinder.

Jetzt betritt also der *Advocatus Diaboli* das Restaurant. Er eilt mit schnellen, kleinen Schritten auf seine Mandantin zu, deutet eine Verbeugung an, lässt sich auf den Stuhl neben ihr fallen, dreht sich mit Schwung zu ihr hinüber und so nah wie möglich an ihr Ohr.

„Formidable“, flüstert er seiner Mandantin ins Ohr, „glänzend!“ Seine kleine, fleischige Hand patscht auf ihre große, dünne. Niemand soll das sehen, doch er drückt die unter seiner Hand liegende immer heftiger, so dass seine Mandantin schließlich leise aufschreit.

„Muss sein, muss sein!“, flüstert er und platzt vor Freude fast aus den Nähten seines dunkelblauen, goldgeknöpften Blazers. Ein abschließendes und als solches noch verstärktes, kurzes Zupacken, und er lässt ihre Hand los, bestellt den Kellner, der umgehend den Champagner serviert.

„Formidable!“, sagt er noch einmal. Und dass es ihr glänzend gelungen sei, Wort für Wort den verabredeten Satz für *Bild* zu wiederholen, Wort für Wort, einfach großartig!

Er lässt sein Glas gegen ihres klicken.

Sie widerspricht. Sie habe einen Satz, einen eigenen Satz hinzugefügt, habe gesagt, ihr Sohn täte sich keinen Gefallen, seinen Leiblichen preiszugeben, es hinauszuposaunen, denn bisher sei ihr Sohn der Sohn des großen Verlegers gewesen – „Und jetzt? Ich frage Sie, was ist er jetzt?“

Sie setzt eine verächtliche Miene auf. Zittert jedoch vor Wut. Und aus Angst.

„Ist doch alles gut gegangen“, will der Anwalt sie beruhigen, doch unsere Dramatiker-Seele will keine Beruhigung, will das Zittern vor Wut und Angst. Und so wird es dunkel im Restaurant, das die Bühne

darstellt, eine Filmsequenz läuft ab, wie es heutzutage im Theater nicht unüblich ist, eine Rückblende:

Die Mutter hat gerade erfahren, ihr Sohn wolle seinen richtigen Vater in einem Zeitungsinterview öffentlich benennen. Die Kamera folgt der Protagonistin, wie sie in ihrem Haus von einem Raum in den anderen flieht. Nein, sie ringt dabei nicht wie die traumwandelnde Lady Macbeth die Hände, als wolle sie sich das Blut abwaschen. Das nicht. Das ganz gewiss nicht. Kein Blut. Sie flieht durch die Räume mit aufscheuchenden oder wegscheuchenden Handbewegungen. Unsere Dramatiker-Seele stellt sich vor, dass die Mutter etwas mit ihren Händen abwehrt, was an ihr haften bleiben, ihr fortan anhaften könnte. Vielleicht Unehrenhaftes? Was könnte an Unehrenhaftem an ihr haften bleiben, wenn er, ihr Sohn, es hinausposaunt? Bisher war sie die dritte Ehefrau und Mutter von zwei der vier Kinder des großen Verlegers – und jetzt? Was wird sie jetzt sein? Eine, die dem Ahnungslosen seinen Ältesten bis heute, sieben Jahre nach seinem Tod, untergeschoben und selbst dann das Versteckspiel nicht aufgegeben hatte, als er, der Ahnungslose, ihren Sohn seinen leiblichen Kindern vor die Nase setzte und ihm die Macht gab? Eine, die den eigenen Sohn um den leiblichen Vater betrogen hat? Verursacherin des großen Familien-Hurlyburlys, wirksam bis in die dritte oder vierte Generation?

Das alles und noch viel mehr treibt sie um, zumindest lässt unsere Dramatiker-Seele seine Protagonistin, die Mutter, mit diesen und ähnlichen Gedanken durch die Räume geistern, denn noch kennt sie nicht die geniale Formel, an der ihr Advocatus Diaboli gerade bastelt: ein Bollwerk wie aus „Slime“, jener glitschigen Spielzeug-Substanz, an der nichts haften bleibt. Ein sprachliches Meisterwerk aus sieben Worten, das alles und nichts sagt. Da läutet das Telefon. Die Mutter wagt nicht, das Gespräch anzunehmen, das ist ihr zur Gewohnheit geworden, seit langem schon fühlt sie sich verfolgt.

Der Anrufbeantworter schaltet sich ein, die Stimme des Anwalts spricht den Schlüsselsatz, das Meisterwerk, das Bollwerk, die geniale Formel: „Die Beteiligten haben bisher den Mund gehalten... ich wiederhole: Die Beteiligten haben bisher den Mund gehalten... ich wiederhole: Die Beteiligten...“ Die Filmsequenz bricht ab, das Licht auf der Bühne hellt sich wieder auf, die Mutter und ihr Anwalt sitzen wie zuvor im Restaurant, seine Hand tätschelt noch immer beruhigend ihren Arm, sie schnaubt noch immer vor verhaltener Wut: Was hat sie nicht alles für diesen ihren Sohn auf sich genommen, um ihn zum Erben des großen Verlegers zu machen! Und nun diese Gefährdung! Diese Undankbarkeit! Zelebriert sich als Opfer! Dabei haben sie ihren Bund des Schweigens doch bereits vor etlichen Jahren an seinem achtzehnten Geburtstag – oder war es sein zwanzigster? – beschlossen...

„Aber meine Gute“, unterbricht der Anwalt, „Sie haben von mir eine Zauberformel...“

„Zauberformel?! Allein das Wort riecht doch schon von weitem nach faulem Zauber! Die Beteiligten...“

„Meine Liebe, beruhigen Sie sich, überlassen Sie die Interpretation den anderen, der Gesetzliche wird sich dazu nicht mehr äußern, er hält den Mund für immer, wenn ich das mal so salopp sagen darf.“



„Wir bewegen uns auf dünnem Eis“, setzt der Anwalt nach, „auch Ihre Formulierung gegenüber *Bunte*, Ihr Sohn sei schon seit langem bei Ihnen am Bodensee angekommen...“

„Ist top! Von einem Top-Anwalt! Und besser als Ihre Formulierung von den *Beteiligten!*“, grollt der andere mürrisch.

Das versetzt den Anwalt, ohnehin zunehmend missgestimmt ob des Wartens auf die Mutter, in Laune.

„Könnte es sein, ich meine, möglicherweise erscheint Ihnen meine Formulierung, die Worte der Mutter zu *Bild*, der Satz ‚Die Beteiligten haben bisher den Mund gehalten‘ ungelenk, vielleicht sogar kindisch, gemessen an der Ihnen zur Verfügung stehenden Wortgewalt!“

Der Anwalt verbeugt sich leicht, um sich dem Leiblichen als aufrichtigen Bewunderer seiner Kunst zu erkennen zu geben.

„Doch aus juristischer Sicht ist er nicht nur top, er ist Triple A!“

Der Anwalt schaut triumphierend den skeptisch blickenden Leiblichen an, legt dann ein Holzschicht auf die Glut.

Er hoffe, ihn nicht zu langweilen, setzt er von neuem an, er möge ihm jedoch gestatten, jetzt, da sich die Mutter seines Sohnes – „Sie erlauben, dass ich meine Mandantin als die Mutter Ihres Sohnes anspreche...“ – verspätet, die Triple-A-Bewertung für seine scheinbar ungelenke Formulierung zu erklären. Auch zum besseren Verständnis der Sorgen der Mutter.

Der Anwalt zieht einen zweiten Art-déco-Sessel näher zum Leiblichen und setzt sich. Endlich beugt er sich vor und redet in gedämpftem Ton: „Ihr Sohn ist, wenn ich Sie als Vater ansprechen darf, ein Jahr vor ihrer Ehe mit dem sogenannten Gesetzlichen geboren. Vor der Ehe! Somit ist er nicht erbberechtigt. Wäre er in

der Ehe geboren, dann wäre er, obwohl nicht der Sohn des sogenannten Gesetzlichen, sondern Ihr Sohn, erbberechtigt. Er ist jedoch ein Jahr vor der Ehe geboren. Also nicht erbberechtigt. Nur als Ihr Erbe, als Erbe seines leiblichen Vaters...“

„Das weiß ich!“, unterbricht der Leibliche unwirsch.

„Gut, Sie wissen das“, konstatiert der Anwalt, „Also, was tun? Wie kann Ihr Sohn legitimer Erbe des großen Verlegers sein oder besser gesagt *bleiben*, nachdem er Sie – was auch immer Ihren Sohn gegen den Willen seiner Mutter gerade jetzt dazu bewogen haben mag – als seinen richtigen Vater benannt hat? Verstehen Sie? Wir können ja nicht behaupten, er sei adoptiert worden. Wie soll der sogenannte Gesetzliche, der in der Geburtsurkunde als der leibliche Vater eingetragen ist, seinen eigenen Sohn adoptieren? Verstehen Sie? Unsere einzige Chance ist, so zu tun, als habe der Gesetzliche von Anfang an, also bereits vor der Eheschließung gewusst, dass er nicht der leibliche Vater ist, und hat mit diesem Wissen die Mutter geheiratet. Deshalb die gewiss kindlich anmutende Formulierung von den Beteiligten, die den Mund gehalten haben, verstehen Sie? Das wird, so unsere Rechnung, die legitimen Erben davon abhalten, die Legitimität der Erbberechtigung Ihres Sohnes gerichtlich anzufechten, verstehen Sie? Sie müssten Beweise liefern. Aber leider ist der damalige Prozess vor dem Familiengericht so ein Beweis.“

Der Leibliche schüttelt unwillig den Kopf: „Niemand wird wagen, mich anzuzweifeln“, murmelt er missgestimmt. „Wo bleibt sie denn nur?“, er schaut auf die Uhr.

„Verstehen Sie jetzt ihre Beunruhigung? Die Beunruhigung der Mutter? Ihre Schlaflosigkeit? Der Prozess vor dem Familiengericht dokumentiert unseren sogenannten Gesetzlichen als den leiblichen Vater, für den er sich ja auch zeitlebens und bis an sein Ende hielt.

Da würden wir, im Falle, diese Dokumente kämen ans Licht, ziemlich dumm dastehen mit unserer schönen Einschlussformel von den Beteiligten, die bisher den Mund gehalten haben! Sie würde sich dann gegen Sie wenden, Verehrtester! Dann wären nämlich Sie derjenige, der den Mund gehalten hat, anstatt ihn aufzumachen, verstehen Sie?“

Erregt springt der Anwalt auf, stürzt ein Glas Wasser in sich hinein, es bereitet ihm eine wahre Lust, dem Leiblichen, dem Wortbeweger seine Kunst vorzuführen, seine Fertigkeit, das Recht zu biegen, die Grenzen bis aufs Äußerste zu dehnen, ja, sie zu sprengen. Ihm vorzuführen, ein Akrobat zu sein, nicht nur ein Advocatus Diaboli, auch ein Advocatus acrobatus steckt in ihm!

„Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie den Mund gehalten!“, erhebt nun der Leibliche seine Stimme und schaut kämpferisch.

„Doch wie, höre ich dich, meinen guten Fritz, jetzt fragen, wie geht es denn nun nach der Episode *Bild* versus *Bunte* weiter? Ist nicht, dramaturgisch gesehen, der Zeitpunkt gekommen für eine Rückblende, für den Auftritt des Getäuschten, des noch kindlichen Knaben? Der aufwächst, wenn auch nicht mit ihm, so doch in großer Nähe zu ihm, seinem Vater, den er später den Gesetzlichen nennen wird, der jedoch in dieser Zeit sein Ein und Alles und einziger Vater ist? Die Mutter weiß um die Täuschung, weiht dich, Fritzchen, ein, da ist der Knabe vier Jahre alt, wie du sagst. Er wächst also atmosphärisch im Dunstkreis einer geflüsterten Wahrheit heran. Er wird es aufgenommen haben, das Flüstern, es wird in ihm selber zu flüstern begonnen haben. Ein inneres Flüstern, gewiss so leise, dass er es bewusst kaum zu hören vermochte, es wird jedoch wie ein heimlicher Mitbewohner Nahrung gesucht und an seiner inneren Gewissheit, seiner inneren Sicherheit genagt haben. Auch an den Wurzeln seines Vertrauens.“

Unser Dramatiker sieht sich nun mit der Herausforderung konfrontiert, die Wirkungen der geflüsterten Wahrheit auf seinen damaligen Sohn wiederzugeben. Nur wie die vielfältigen Irritationen, Gespinste, Ahnungen, Bodenlosigkeiten, Fremdheiten darstellen? Schließlich entscheidet er sich, wie bereits viele Dramatiker vor ihm, diese inneren Befindlichkeiten in die bewährte treibende Kraft der Sehnsucht münden zu lassen: Ohne dass der Knabe weiß, wie und was ihm geschieht, wird er sich nicht mehr so recht zuhause fühlen mit sich selbst, er wird sich auf die Suche machen, aufbrechen, einer unbestimmten, jedoch unerbittlichen Sehnsucht folgend. Ebenfalls wie bereits viele Dramatiker vor ihm wählt auch unser Dramatiker für die Darstellung dieser Sehnsucht eine Allegorie. Doch nicht ein Boot mit Segel wie für den sehnsuchtskranken Tristan wartet auf den Jungen, er wählt ein Pferd als Transportmittel. Jedoch kein geflügelter Pegasus, nein, ein ganz normaler Brauner, gesattelt und

gezäumt, trabt eines Morgens auf ihn zu, da ist der Junge auf dem Weg in die Schule. Der Braune bleibt mitten auf dem Gehsteig vor ihm stehen, schüttelt die Mähne, scharrt mit einem Fuß, reißt mehrfach den Kopf in die Höhe, kurzum, er gibt ihm vielerlei Zeichen. Und der Junge versteht sie, erkennt den Braunen als sein Pferd! Und seine Augen, sein Gesicht scheinen aufzuleuchten, und mit einem Schwung von ungeahnter Kraft schwingt er sich hoch, schwingt sich wie hochgehoben auf den Rücken seines Pferdes. Kaum hält er die Zügel in der Hand, verwandelt sich sein Brauner in einen Rappen, hat sein Schwarzer den grünen Vorort der großen Stadt am Elbstrom hinter sich gelassen, reitet er auf dem Rücken seines Rappen vom Frühling in den Sommer und in den Herbst und schließlich in den Winter. Und jedes Mal ist er ein bisschen älter geworden, jetzt, im Schneegestöber, ist er bereits ein Jüngling. Die Flocken fallen dicht, der Wind trägt sie in Wirbeln auf ihn zu. Eingepackt in winterfestes Zeug sitzt er im Sattel, die Zügel locker in der Hand, sein Rappe scheint den Weg zu kennen. Er reitet durch eine unendliche und unbegrenzt scheinende Schneelandschaft, es gibt keinerlei Orientierung im milchigen Weiß. Er reitet und reitet, der Schnee liegt hoch und höher, reitet er im Kreise herum? Hat sich sein Pferd verirrt und findet nicht mehr aus dem Schneegestöber hinaus? Ist denn nirgendwo ein Ankommen? Die Helligkeit schwindet nach und nach, dann ist es dunkle Nacht. Endlich, in der Ferne ein Licht. Er reitet darauf zu, sein Schwarzer fällt in einen Galopp, der Schnee stiebt auf und umhüllt Ross und Reiter. Wie in einer weißen Wolke erscheinen beide vor einem erleuchteten Haus. Die Haustüre wird geöffnet, das Licht fällt auf die Ankömmlinge, und mit ausgebreiteten Armen tritt der Leibliche aus der Türe und auf Ross und Reiter zu.

„Willkommen am Bodensee!“, ruft er aus, „willkommen zu Hause!“

Da fällt der Jüngling von seinem Pferd. Nicht anders als jener Balladen-Reiter von Gustav Schwab, der, ohne es zu wissen, über den gefrorenen, zur Gänze verschneiten Bodensee reitet, bis er endlich auf eine menschliche Behausung trifft. Dort erfährt er, die unendliche Weite, die hinter ihm liegt, das ist der Bodensee. Da ergreift ihn nachträglich ein großes Schaudern vor dem tiefen Abgrund unter dem schneeverhüllten brüchigen Eis, sein Herz erbebt so heftig, dass es aufhört zu schlagen, tot fällt er vom Pferde. Doch unser Reiter lebt.